

VOLKER WOLTERSdorFF

ALIAS LORE LOGORRHÖE

Queer Theory und Queer Politics

Der geschichtliche und politische Ausgangspunkt

Die Entstehungsbedingungen von *queer* als politischer Bewegung und theoretischem Denkansatz liegen in den USA der späten Achtzigerjahre. Der Hintergrund, aus dem sich das *Queer Movement* ableitet, ist sehr vielfältig: Die Schwulen-, Lesben-, und Frauenbewegung hatten separatistische Politiken mit im Einzelnen sehr unterschiedlicher Ausrichtung verfolgt, die die Entstehung von homogenisierten Ghettos unterstützte. Im kapitalistischen Verwertungsprozess hatte sich die *pink economy* zu einem eigenständigen Marktsegment gemausert (vgl. Gluckman 1997). Die fortschreitende Institutionalisierung der Lesben-, Schwulen- und Frauenbewegung leitete eine Hinwendung ihrer Funktionäre zur Lobby-Politik ein, die auch ihr Stück vom Kuchen abhaben wollte. Führende schwule Aktivist*innen versuchten, Schwule und Lesben als »ethnische Identität« zu verkaufen und damit in die us-amerikanische Verteilungspolitik zu integrieren (vgl. Epstein 1987). Sie stellten Schwule als assimilationswillige großstädtische Einkommenselite dar, die sich nach Anerkennung durch den Mainstream sehnt. Ein Ergebnis dieser Ausrichtung war die Kommerzialisierung und Entpolitisierung der CSD-Paraden. All dies förderte eine homogenisierte Darstellung nicht-heterosexueller Lebensformen, die stillschweigend ihre weißen, mittelständischen und männlichen Vertreter zur Norm machte. Die lesbisch-feministische Szene formulierte einen sexuellen Verhaltenskodex, der von vielen Frauen ebenfalls zunehmend als beengend und normativ erlebt wurde. Die Auseinandersetzungen, die sich vor allem um Pornografie, Bisexualität, Promiskuität, Penetration und Sadomasochismus drehten, waren so heftig, dass sie als *sex wars* bezeichnet wurden (vgl. Duggan 1995). Diese Entwicklungen führten dazu, dass sich viele Lesben und Schwule nicht mehr in diesen Bewegungen repräsentiert sahen.

Zeitgleich mobilisierte die Neue Rechte gegen die bescheidenen Errungenschaften der Bürgerrechtsbewegungen der Sechziger- und Siebzigerjahre. Der Kampf gegen Abtreibung und Homosexualität stand dabei ganz oben auf der Agenda.

Ein weiterer zentraler Beweggrund für die Entstehung von *queer politics* waren die sozialen Folgen der Aids-Epidemie. Vor allem zu Beginn wurden über Aids massiv homophobe Vorurteile geschürt: Das Gerede von Risikogruppen grenzte die Zahl der »Betroffenen« auf die Randgruppen der *moral majority* ein: Schwarze, Schwule, Prostituierte und Junkies. Diese Gruppen waren aus Sicht eben die-

Volker Woltersdorff alias Lore Logorrhöe – Jg. 1971, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Studium der deutschen, französischen und italienischen Literaturwissenschaft in München, Pisa und Paris; zeitweise Redakteur der Tuntentinte und des Internet-Magazins www.etuxx.com; laufende Promotion zu »Coming out als Technologie des schwulen Selbst« am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der FU Berlin; seit 1999 Mitarbeiter am Sonderforschungsbereich »Kulturen des Performativen« im Teilprojekt »Erzähltes Geschlecht«; seit 2002 Arbeit am Verlängerungsprojekt »Rebellieren mit Stil: zur Theorie performativer Strategien in Subkulturen.« Veröffentlichungen u. a.: In and out: Thesen zu schwulen Coming-out-Erzählungen, in: Forum Homosexualität und Literatur 33 (1998); Wie male ich einen Schwu-

ser *moral majority* für ihre Krankheit auf Grund ihrer riskanten Lebensweise selbst Schuld. Die Verbindung von Homosexualität und Krankheit wurde neu aufgewärmt. Obwohl weitaus weniger durch HIV gefährdet, hatten Lesben unter diesem wachsenden homophoben Klima fast genauso zu leiden. Von der Reagan-Administration wurden die Erkrankten und Infizierten völlig alleingelassen, Aids als Problem ignoriert und keine Gelder für Pflege und Forschung bereitgestellt. Da es in den USA keine gesetzliche Krankenversicherung gibt, konnten sich viele die teuren Therapien nicht leisten, verloren bald ihre Erwerbsfähigkeit und rutschten unter die Armutsgrenze. Nicht-weiße Menschen, die traditionell den ärmeren Schichten angehören, waren davon besonders betroffen.

Queer politics

Vor dem Hintergrund dieser verschiedenen Krisen und Konflikte entwickelte sich eine aggressive Politik der Wut. *Queer politics* versuchten, die randständigen Positionen der offiziellen Identitätspolitik ins Zentrum zu rücken. *Queer* entstand also als eine neue Form der Bündnispolitik von sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Außenseiterinnen und Außenseitern, die deshalb auch als »Regenbogenkoalition« bezeichnet und symbolisiert wurde. Die Bezeichnung »queer« wurde gewählt, weil dieses Schimpfwort im Englischen ziemlich unbestimmt alle diejenigen meint, die nicht in die Wertvorstellungen der *moral majority* passen. Die Selbstbezeichnung als »queer« hatte, ähnlich wie bei den Wörtern »Schwuler«, »Tunte«, »Lesbe«, »Krüppel«, »Kanake«, »Irre«, einen provokanten, kämpferischen Charakter. Es verstörte das Publikum, wenn sich die Diffamierten selbst so nannten, und es nahm der Verletzung die Schärfe und kehrte den Spieß um in die Richtung, aus der er kam.

Da in den USA die heterosexuelle Kleinfamilie als Keimzelle der Nation gilt, die deren Reproduktion und Reinheit sichert, gab sich eine aktivistische Neugründung 1990 den Namen »Queer Nation« als bewusste, aber nicht unproblematische Provokation dieses Nationenbegriffs. *Queer Nation* verbreitete sich in kürzester Zeit in allen größeren Städten der USA. Die Organisation bevorzugte als Instrument der Politik schrilles Auftreten und theatralische Performances wie *kiss inns* und *die inns* an stark frequentierten Orten wie Verkehrsknotenpunkten, Fußgängerzonen und Einkaufszentren. 1992 entstanden die *Lesbian Avengers* (dt. »Lesbische Rächerinnen«), die ähnlich öffentlichkeitswirksame Auftritte machten.

Im Umfeld von queer politics, aber auch in Abgrenzung davon sind im Verlauf der Neunzigerjahre weitere Initiativen und Bewegungen entstanden. Transsexuelle und *transgender*-Menschen haben sich selbstständig in eigenen Gruppen organisiert wie z. B. *Transsexual Menace*, unter anderem deshalb, weil für sie das Etikett *queer* zu sehr von Schwulen und Lesben und von der Privilegierung von Belangen der Sexualität gegenüber solchen des Geschlechts geprägt wird. Intersexuelle Menschen (landläufig »Zwitter«) haben das *Intersex Movement* angestoßen.

Die politischen Stoßrichtungen dieser verschiedenen queeren Kämpfe überkreuzen sich an vielen Punkten, führen aber auch zu sehr kontroversen Einschätzungen.

len? Wege und Umwege der Schwulenbewegung, in: S. Haunss, M. Mohr, K. Viehmann (Hg.): Vorwärts bis zum nieder mit. 30 Jahre Plakate unkontrollierter Bewegungen, Berlin 2001; Stiefkinder des Marxismus, in: UNITAT 4 (2002); zusammen mit G. Mattenklott: Eintrag zum Stichwort »Homosexualität« im Historisch-Kritischen Wörterbuch des Marxismus, erscheint Ende 2003.

Überarbeitete Fassung eines Beitrages auf dem workshop der Rosa-Luxemburg-Stiftung Queer zwischen Theorie und Praxis. Multiplikatorinnentraining für »queer, Lebensweise und Identität« vom 23.-25. Mai 2003 in Oberursel (b. Frankfurt/Main)

Die Gruppe der von HIV-Infizierten oder besonders Gefährdeten wurde durch das offizielle Selbstbild der lesbischen und schwulen Communities nicht repräsentiert. Plötzlich saßen sie alle im selben Boot: reiche weiße Mittelstandsschwule, lesbische Latzhosen-Feministinnen, Stricher, Huren, Fixer und Fixerinnen, Arme, Nicht-Weiße und Familienväter, die in Parks und Klappen anonymen sexuellen Kontakten mit anderen Männern nachgingen. Das Virus machte keinen Unterschied, ob jemand »out and proud« oder versteckt lebte, ob jemand ein politisches Identitätsbewusstsein besaß oder nicht.

Zum Beispiel demonstrierten die Lesbian Avengers vor Schulen gegen das Totschweigen von Homosexualität im Lehrplan und fragten die Schulkinder, was sie denn im Unterricht über

Lesben gelernt hätten. Bereits 1987 war *Act up* (»Aids Coalition To Unleash Power«) gegründet worden, das mit seinen spektakulären und medienwirksamen Aktionen auf die Situation der Menschen mit HIV und Aids aufmerksam machte: Zum Beispiel stürmten Aktivistinnen und Aktivistinnen den Nachrichtensender NTV oder besetzten die New Yorker Börse, wo sie ein Transparent entrollten, das die Verwertung des Schicksals von HIV-Positiven durch die Pharmakonzerne angriff. Um die Präventionsbotenschaft von *safer sex* sinnvoll zu vermitteln, mussten die bisherigen Identitätsvorstellungen infrage gestellt werden. Außerdem war es dazu nötig, haarklein über Sexualpraktiken zu sprechen, und das waren oft Dinge, die der *moral majority* die Schamesröte ins Gesicht trieben. Und schließlich mussten nicht-eheliche soziale Bindungen gegen eine Gesellschaft verteidigt werden, die die Trauer und die Rechte der Angehörigen nicht anerkannte. Ganz ausdrücklich mit der Kritik herrschender Vorstellungen über sexuelle Identität hat sich aus dem Kreis des Poststrukturalismus der französische Historiker und Philosoph Michel Foucault in seiner dreibändigen »Geschichte der Sexualität« befasst (Foucault 1983-86). Er hebt darin hervor, dass Sexualität keine persönliche Eigenschaft, sondern eine gesellschaftliche Größe ist, die durch Macht hervorgebracht und nicht einfach von ihr unterdrückt wird. Damit hat er den Befreiungsdiskurs der sexuellen Revolution entzaubert und der Sexualität jeden romantischen Restbestand ausgehoben. Denn er setzt alles daran, die Hoffnung zu

Parallel zu diesen politischen Entwicklungen, teils als Reflex darauf, teils unabhängig davon, entstand *queer* im universitären Bereich der *Gay and Lesbian Studies* als Sammelbegriff für einen neuen kritisch-theoretischen Zugang zum Feld nicht-normgerechter Sexualitäten. Teresa de Lauretis war die erste, die 1991 *queer* in diesem Sinne anlässlich einer Schwerpunkt-Nummer der feministischen Zeitschrift *differences* verwendete, die sich mit lesbischen und schwulen Sexualitäten beschäftigte (de Lauretis 1991).

Der poststrukturalistische Hintergrund von queer theory

Mindestens genauso wichtig wie *queer politics* war für das Entstehen von *queer theory* allerdings das poststrukturalistische Denken. Der Poststrukturalismus versteht sich – grob gesagt – als eine Kritik an der Überheblichkeit des Subjekts der Aufklärung und seinem Erkenntnisanspruch. Poststrukturalistische Denker haben grundsätzliche Skepsis gegenüber groß angelegten Theoriegebäuden angemeldet, die behaupten, die Welt als ganze beschreiben zu können. Sie ziehen die Erkenntnisfähigkeit und den Fortschrittsoptimismus des aufklärerischen Rationalismus grundsätzlich in Zweifel. Im Zentrum poststrukturalistischer Kritik steht die Vorstellung vom autonomen, in sich ruhenden Subjekt. Schon Sigmund Freud hatte behauptet, dass das Ich nicht Herr im eigenen Hause sei. Während die bürgerliche Aufklärung im Subjekt den gefährlichsten Gegner von subalternen Ideologiegläubigkeit hatte sehen wollen, interpretierte der marxistische Philosoph Louis Althusser das Subjekt gerade umgekehrt als das Produkt der Unterwerfung unter eine Ideologie (Althusser 1977). Um diese kühne Behauptung zu illustrieren, wählte er das Beispiel eines Polizisten, der auf der Straße ruft: »He, Sie da!« Der Passant oder die Passantin, die sich daraufhin umdreht, erkennt damit erst die Macht des Polizisten, Leute anrufen und zum Stehen bringen zu können, an und macht sich auch damit erst zum Subjekt einer Staatsbürgerin.

Der Poststrukturalismus radikalisiert nun diese Kritik am Subjekt. Aus seinen Angeln heben wollen es seine Gegner, indem sie ihm sein Herrschaftsinstrument unbrauchbar machen, nämlich die Sprache. Der französische Philosoph Jacques Derrida hat zu zeigen versucht, dass Sprache ihrem Anspruch, die Wirklichkeit eins zu eins abzubilden, nie gerecht werden kann und notwendig auf Mehrdeutigkeit von Bedeutungen angewiesen ist. Es sei das Wesen der Sprache, begriffliche Grenzziehungen beständig zu unterlaufen und Ordnung zu verunreinigen. Den methodischen Nachweis dieser systematischen Subversion von Herrschaft durch begriffliche Ordnung nennt er »Dekonstruktion.«

Identität als Ordnungsprinzip wird damit fragwürdig. Jeder Versuch, das unveränderliche Wesen einer Identität zu bestimmen, wird anrühlich, weil es als ideologische Verkürzung der Wirklichkeit erscheint. Diese theoretische Position nennt man auch »Anti-Essenzialismus.« Der Poststrukturalismus verzichtet damit ausdrücklich auf einen letztgültigen Wahrheitsanspruch. Da er sich sträubt, Aussagen über das »wahre« Wesen der Dinge zu treffen, kritisiert er ebenfalls die Vorstellung, dass es so etwas wie Authentizität überhaupt geben könne. Eine Konsequenz daraus ist die Dekonstruktion

des Gegensatzpaares von Original und Kopie. Jedes Original, so versuchen poststrukturalistische Analysen nachzuweisen, ist bereits eine Kopie. Jede Kopie ist bereits ein Original. Man merkt, dass der Poststrukturalismus eine Denkbewegung ist, die versucht, radikal Hierarchien abzubauen.

Identität, Authentizität, Natürlichkeit, Originalität – das sind alles Begriffe, die für das Selbstverständnis von lesbischen und schwulen Emanzipationspolitiken von enormer Bedeutung sind. Wenn sie fragwürdig werden, kann das eine produktive Krise auslösen. Bestimmte altgediente politische Waffen können dadurch abstumpfen, aber es können auch emanzipative neue Strategien entwickelt werden. Zum Beispiel lässt sich die Hierarchie einer eigentlichen, wahren, authentischen Hetero-Sexualität und einer verirrten, falschen, unnatürlichen Homo-Sexualität vor dem Hintergrund poststrukturalistischen Denkens nicht mehr aufrechterhalten. Auf der anderen Seite kann dann aber auch keine sexuelle Identität für sich in Anspruch nehmen, die richtige zu sein, auch die nicht, die sich selbst für die progressivste oder revolutionärste hält.

Queer theory: Das Wichtigste in Kürze

Seit Mitte der Achtzigerjahre haben sich feministische Theoretikerinnen bemüht, die Geschlechtsblindheit des Poststrukturalismus zu beenden und die Kategorie Geschlecht in poststrukturalistische Theoriebildung einzuschreiben. In Anknüpfung an Foucaults Entzauberung der sexuellen Befreiungsbewegungen hat Judith Butler Anfang der Neunziger den Feminismus entzaubert, indem sie die Kategorie »Frau« als Subjekt des Feminismus dekonstruiert hat. In ihrem Buch *Gender Trouble* von 1990 (dt. »Das Unbehagen der Geschlechter«), so einer Art »Bibel« der Queer Theory, versuchte Butler nämlich nachzuweisen, dass der Feminismus gegen seine ausdrücklichen Ziele arbeiten würde, wenn er am Subjekt »Frau« als seiner unhinterfragten Grundlage festhalten würde. Dieser Provokation schickte sie eine Analyse der Geschlechterordnung voraus, mit der sie eine grundsätzliche Verunsicherung bzw. Verflüssigung der Kategorie »Geschlecht« bezweckt, also eben: »Gender Trouble«.

Butler liefert dazu eine Theorie, mit der sich Stabilisierungs- und Destabilisierungsprozesse sexueller und geschlechtlicher Identitätsbildung beschreiben und erklären lassen. Dazu führt sie den Begriff der »heterosexuellen Matrix« ein. Sie bezeichnet damit eine soziale und kulturelle Anordnung, mit Foucault gesprochen: ein »diskursives Dispositiv«, das aus den drei Dimensionen von erstens anatomischem Geschlechtskörper (*sex*), zweitens sozialer Geschlechterrolle (*gender*) und drittens erotischem Begehren (*desire*) besteht. Diese drei Kategorien sind jeweils wechselseitig aufeinander bezogen. Mal leitet sich das Begehren aus dem Geschlecht ab, mal wird über das Begehren Geschlecht erst verankert. Mal folgt aus dem Körper eine bestimmte soziale Rolle, mal erzeugt eine bestimmte Rolle ein bestimmtes Begehren usw. Die heterosexuelle Matrix zeichnet sich nun dadurch aus, dass sie dieses Dreigestirn normativ einrichtet sowie ihre Deckungsgleichheit erzwingt. Sie teilt die Menschen in genau zwei und nur zwei, deutlich voneinander zu unterscheidende Geschlechter. Dadurch entsteht der »anatomische Geschlechts-

entkräften, dass mit der Benennung bisher geleugneter und zum Schweigen gebrachter lesbischer und schwuler Identitäten und Sexualitäten der Macht die Stirn geboten werden könnte. Foucault versteht Macht nicht mehr nur repressiv, sondern produktiv. Foucaults Machtverständnis ist für die *queer theory* von zentraler Bedeutung. Seiner Meinung nach kann man nämlich nicht fein säuberlich in mächtige Täter einerseits und ohnmächtige Opfer andererseits trennen, womöglich noch schön marxistisch geordnet nach herrschender und beherrschter Klasse. Macht ist für ihn überall, und wir sind alle irgendwie in Macht eingebunden, Täter und Opfer zugleich, wenn auch in je sehr unterschiedlicher Zusammensetzung. Foucaults Denken hat in den sexuellen Emanzipationsbewegungen zu enormer Verunsicherung und Sinnkrisen geführt. Es hat aber auch geholfen, die Komplexität der Möglichkeiten und Grenzen politischen Handelns im spätmodernen Kapitalismus besser zu begreifen. Mittlerweile ist Foucault sogar so eine Art Säulenheiliger der *queer theory* geworden. Sicherlich hängt das auch damit zusammen, dass er sich als selbstbewusster schwuler Mann zu erkennen gab. David Halperin hat diesen Umstand ironisiert und sein Buch über den Einfluss von Foucault auf *queer theory* dann auch *Saint Foucault – A Hagiography* (»Foucault – Eine Heiligengeschichte«) genannt.

körper« nicht als etwas rein Natürliches, sondern außerdem als ein kulturelles Produkt, das eine bestimmte Funktion in einem ideologischen System ausübt. Dem Geschlechtskörper wird dann nach dieser Logik nämlich eine ganz bestimmte soziale Rolle und Identität und ein heterosexuelles Begehren zugewiesen. Geschlecht wird deshalb fast immer sexualisiert und zwar hetero-sexualisiert wahrgenommen. Diese Organisationsform ist nicht nur die vorherrschende, sondern nimmt für sich auch in Anspruch, die naturgemäße zu sein. Heterosexualität kann mit Hilfe des Begriffs der heterosexuellen Matrix also als ein Herrschaftssystem dargestellt werden, das Körper und ihr Verhältnis zueinander normiert und diese aufgezwungene Ordnung als natürlichen Grundzustand legitimiert. Die Kategorie »Frau« ist also immer eingebunden in die heterosexuelle Matrix und trägt deshalb immer normative Effekte im Gepäck mit sich herum. Sie erscheint so betrachtet als machtdurchwirktes, interessegeleitetes »diskursives Konstrukt« und nicht als unhintergehbare biologische Gegebenheit.

Die Abtrennung der drei Kategorien Sex/Gender/Begehren ist nicht erst Butlers Leistung. Diese konzeptuelle Differenzierung war bereits in den Siebziger- und Achtzigerjahren ein bewusster Eingriff feministischer Theoriebildung gewesen, mit dem die vermeintliche Einheitlichkeit der Triade unterwandert werden sollte und Biologie nicht mehr als unabwendbares soziales Schicksal begriffen werden musste. Butlers Neuerung bestand nun darin, dass sie ihre Kritik nun außerdem auf die Kategorien der Triade selbst richtet. Ihre Dekonstruktion der heterosexuellen Matrix zielt darauf ab, einen Blick auf den Geschlechteralltag zu werfen, der Widersprüche, Brüche und Alternativen zu dieser Matrix sichtbar werden lässt. Sex/Gender/Begehren erscheinen so nicht als selbstevidente und essenzielle Gegebenheiten. Vielmehr begreift sie Butler nun als performative Effekte. Performative Effekte entstehen erst im Prozess der Herstellung. Man könnte das auf die Formel bringen: es gibt kein Geschlecht, außer man tut es. In der Soziologie ist deshalb das Schlagwort des »Doing Gender« geprägt worden. Geschlecht gilt hier nicht mehr als eine Form des Seins, sondern des Handelns. Da Handeln sich erst in der Zeit realisieren kann, ist es ständig im Fluss. Die Kategorie »Geschlecht« kann so als Produkt eines fortlaufenden Konstruktionsprozesses betrachtet werden. Zum Selbsterhalt ist die Konstruktion von Geschlecht auf identische Wiederholungen angewiesen. Eine solche Struktur ist automatisch instabil. Sie produziert nämlich beständig Unfälle und Abweichungen. Butler interessiert sich nun gerade für die Brüche bei der Reproduktion der heterosexuellen Matrix und rückt sie damit von der Peripherie ins Zentrum der Analyse von Geschlecht. Die Analyse misslungener Realisierungen der heterosexuellen Matrix erlaubt ihr einen Einblick in die allgemeine Funktionsweise der Geschlechter- und Sexualitätenordnung.

Butler interpretiert Geschlecht als eine Norm, ein gesellschaftliches Ideal, dem alle versuchen nachzueifern, entweder als Mann oder als Frau. Alle wollen authentisch Mann oder Frau sein, und es gelingt ihnen doch nie. Entweder es stimmt am Körper etwas nicht oder das Verhalten passt nicht in die erwarteten Rollenvorstellungen

oder die Wahl der geliebten Person entspricht nicht der Norm. Immer steht etwas quer beziehungsweise *queer*. Der Trick daran, dass solche uneinholbaren Normen überhaupt Beachtung finden und nicht alle einfach auf sie pfeifen, ist ihre disziplinierende Wirkung. Die normative Geschlechterordnung ist ein Zwangsregime. Wer der Norm mehr entspricht als andere, genießt Privilegien. Das macht es so erstrebenswert, in der Norm zu sein. Wer ihr nicht entspricht, fühlt sich schuldig oder mangelhaft und hat mit mehr oder weniger massiven Sanktionen zu rechnen.

Es wird schon deutlich, dass eine solche Betrachtungsweise Koalitionen möglich macht, die quer zu den üblichen Identitätsgrenzen verlaufen. Butlers erklärtes politisches Ziel ist die Subversion der gültigen Geschlechternormen. In *Gender Trouble*, aber auch in ihren späteren Büchern beschäftigt sie sich immer wieder mit Strategien, die es möglich machen, Risse in der Norm aufklaffen zu lassen und die damit die Autorität der Norm angreifen (Butler 1991, 1995, 1998, 2001 a,b). Ein berühmt gewordenes Beispiel ist ihre Analyse der Geschlechterparodie bei der Travestie. Sie befasst sich aber auch mit transsexuellen und intersexuellen Lebenswelten, mit alternativen Lebens- und Fürsorgegemeinschaften, mit *queer politics*, mit der Uneindeutigkeit von ethnischen Identitäten und schließlich mit der Verschränkung verschiedener sexueller, geschlechtlicher, ethnischer, kultureller und sozialer Identitäten. Sie geht dabei nicht von der Vorstellung aus, dass man die Norm mit einem gezielten Schlag zu Fall bringen könnte. Eine Perspektive der Veränderung sieht sie nur in der Arbeit an der Norm. Dabei macht sie sich ihre theoretische Einsicht zu Nutze, dass die Norm nicht einmal in die Welt gesetzt wird und dann ein für allemal fortbesteht, sondern fortwährend reproduziert werden muss und dabei offen für Veränderungen ist. Als ein Beispiel für die Veränderbarkeit von Normen führt sie die Geschichte des Begriffes »queer« an. Dadurch, dass sich politische Aktivistinnen und Aktivistinnen dieses Schimpfwort angeeignet haben, ist seine diffamierende Bedeutung mit neuen Bedeutungsinhalten konfrontiert worden. Die Macht des Begriffes zu verletzen ist angegriffen worden. Butler nennt das eine performative Praxis der subversiven Resignifizierung. Das heißt, es geht um eine Neubestimmung der kulturellen Muster von Geschlecht und Sexualität, die mit der bestehenden Ordnung bricht.

Rezeption in Deutschland

Die Neunzigerjahre haben einen beeindruckenden Boom der wissenschaftlichen Arbeiten und Forschung zu queeren Themen erlebt. Besonders die auffälligen Formen der Transgression von Geschlechternormen, wie *drag kings* und *queens*, *butch/femme* und *transgender*, standen im Zentrum des Interesses. In den Kultur- und Geschichtswissenschaften unternahmen zahlreiche Studien eine Historisierung der Geschlechterordnung und versuchten damit, die Veränderlichkeit von normativen Geschlechterwelten unter Beweis zu stellen.

In der Bundesrepublik kristallisierte sich die Auseinandersetzung um *queer theory* an der Person und dem Werk von Judith Butler, weil sie hier zu Lande einfach deren bekannteste Vertreterin ist. Das deutschsprachige Erscheinen von *Gender Trouble* entfachte in

Butlers Beschreibung der Funktionsweise von Geschlecht und Sexualität ist zeitgemäß. Sie wäre sonst wohl nicht so erfolgreich gewesen. Ihre Analyse ist nur denkbar vor dem Hintergrund unserer aktuellen Erfahrung von Geschlecht und Sexualität: Bio- und Reproduktionstechnologien haben eine Entkopplung von Sexualität und Fortpflanzung ermöglicht. Sexualität ohne Zeugung und Zeugung ohne Sexualität sind dadurch alltäglich geworden. Die kosmetische und plastische Chirurgie erlauben neue Veränderungen der Geschlechtskörper, wie z. B. die Geschlechtsangleichung bei Transsexuellen. Es ist dadurch einfacher geworden, den Körper den eigenen bzw. den gesellschaftlichen Erwartungen anzupassen. Die Sexualmoral ist liberaler geworden. Verschiedene Emanzipationsbewegungen haben Geschlechterhierarchien und -normen angegriffen und Alternativen der geschlechtlichen und sexuellen Lebensgestaltung erkämpft. Das dreigeteilte Modell von *sex/gender/desire* ist also als ein Wissen über Geschlecht und Identität bis zu einem gewissen Grad »normalisiert«.

der Nummer 2 der Feministischen Studien von 1993 einen Sturm der Entrüstung, der sich zu einem feministischen Generationenkonflikt entwickelte. Zur Debatte stand vor allem ihre Dekonstruktion des feministischen Subjekts »Frau« und des anatomischen Geschlechtskörpers. Ihre Heterosexualitätskritik wurde fast gar nicht rezipiert. Lesbische und schwule Wissenschaftlerinnen haben sich dagegen durchaus positiv auf *queer theory* bezogen, um homosexuelle Identitäten zu dekonstruieren und zu historisieren (vgl. Kraß 2003). Ob *queer theory* einen festen institutionellen Platz an bundesdeutschen Universitäten bekommen wird, ist allerdings eher unwahrscheinlich. An mehreren Unis gibt es Forschungsprogramme für Geschlechterforschung. Sexualität wird dabei nicht ausdrücklich erwähnt. Nur in Hamburg ist in diesem Jahr eine eigene Professur zu *queer theory* eingerichtet worden.

Außerhalb des universitären Rahmens war das Echo auf *queer* etwas verhaltener. Das hängt sicherlich damit zusammen, dass die politische Situation in der BRD eine in weiten Teilen andere war als in den USA. Die Schwulen- und Lesbenbewegung blickt auf eine andere Geschichte zurück. Das Sozialstaatssystem dämpfte die Folgen der Aids-Krise ab. Das Wiedererstarken nationalistischer Diskurse geschah in Deutschland nicht so sehr über das Phantasma sexueller, sondern vor allem völkischer und kultureller Reinheit und führte so anstelle von homophoben zu fremdenfeindlichen und rassistischen Kampagnen. Deshalb hatten die im vereinigten Deutschland unter dem Label *queer* gegründeten Gruppen vor allem eine antifaschistische und antirassistische Ausrichtung. Von einigen wenigen Versuchen abgesehen, hat sich in Deutschland kaum eine eigenständige Queer-Bewegung gebildet. Dieses Ungleichgewicht zwischen einem großen Interesse für die Theorie und einer vergleichsweise geringen politischen Praxis hat dazu geführt, dass *queer* hier mehr als in englischsprachigen Ländern der schlechte Ruch des Akademischen, Abgehobenen, Weltfremden anhaftet, das sich nicht in die Praxis umsetzen lässt. Außerdem gibt es oft Schwierigkeiten mit dem sehr hohen Komplexitätsgrad queer-theoretischer Analysen. (Und ich weiß nicht, ob meine Ausführungen daran etwas ändern können).

Anders als in den USA haben hiesige lesbische und schwule Szenen ihre separatistische Ausrichtung erst in den Neunzigerjahren aufgegeben und sich auf lesbisch-schwul orientiert, als man in den USA längst Erfahrungen damit gesammelt hatte und an die Grenzen auch dieser Form der Identitätspolitik gestoßen war. Vielleicht bot sich für die BRD dagegen der Begriff »Queer« an, um diese neue Form der Zusammenarbeit zu dokumentieren. Die politische Agenda, die darunter verhandelt wird, ist aber sehr oft eine auf Integration und Assimilation zielende Lobby- und Bürgerrechtspolitik. Außerdem sind diese Organisationen erfahrungsgemäß sehr schwulendominiert, wie beispielsweise der »Lesben- und Schwulenverband in Deutschland«, LSVD, aber auch die AG Queer in der PDS.

Inzwischen nimmt dagegen die Bereitschaft für eine Wahrnehmung von *queer* zu, die über den Nenner von »lesbisch-schwul« hinausgeht. Das beweisen die Diskussionen um eine Anerkennung von trans- und intersexuellen Lebensweisen. Diese Auseinandersetzungen sind aber lange noch nicht zu Ende geführt. Die Teilhabe trans-

In den Neunzigerjahren haben sich in den alten und neuen Bundesländern viele Gruppen, Medien und Organisationen das Label *queer* zugelegt – darunter eben auch die AG Queer in der PDS. Mich würde nun interessieren, welches Konzept von Queer bei so einer Namensgebung im Hintergrund stand. Wenn *queer* als Begriffsimport hierzulande verwendet wird, meint er meistens nur dasselbe wie »schwulesbisch.« Nur dass *queer* vielleicht interessanter und moderner klingt und nicht gleich verrot, was sich Schmutziges dahinter verbirgt. Die Schockwirkung, die Queer für das Englische besitzt, wird dann gerade nicht transportiert. Ins Deutsche ließe sich Queer vielleicht am ehesten mit »pervers« übersetzen. Nur dass hier niemand auf die Idee käme, von »perverser Theorie« oder »perverser Politik« zu sprechen. Schade vielleicht! Einen politisch-kritischen Unterton besitzt der Begriff *queer*, wenn er in der Subkultur auftaucht, nämlich nur selten.

sexueller Frauen an Frauen- und Lesbenräumen ist ein unausgestandenes Reizthema, das immer wieder hochkocht, z. B. auf der Lesbenwoche 1997 in Berlin. Gerade in der lesbischen Szene, wo traditionell eine hohe Sensibilität für eigene Minderheiten besteht, ist aber die Aufmerksamkeit für das Thema transgender gewachsen. In der Schwulenszene werden dagegen Tunten und transsexuelle Männer nach wie vor marginalisiert.

Perspektiven für die Politisierung von queer theory

Abschließend möchte ich einige Vorschläge machen, welche Chancen für eine lebendige Praxis von *queer theory* und *queer politics* bestehen könnten. Dabei bin ich natürlich vor allem auf die Erfahrungen aus der politischen Arbeit angewiesen.

Zunächst müssen wir uns in diesem Zusammenhang die Frage stellen, ob *queer* heute überhaupt noch ein politisches Potenzial entfalten kann, wo Defizite und Sollbruchstellen queerer Gesellschaftsanalyse liegen. Heute, über zehn Jahre nach der Entstehung von *queer*, hat sich manche Euphorie gelegt und man kann bereits eine erste kritische Bilanz seiner Effekte ziehen.

Eine Kritik an *queer theory* beläuft sich z. B. darauf, dass sich *queer* zu sehr in der Nähe von Kommerz und Spaßkultur bewegen würde. Queer diene dann nur noch als Distinktionsmerkmal für eine junge konsumorientierte Generation von Schwulen und Lesben, die mit dem moralischen Rigorismus ihrer Vorläufergeneration nichts mehr zu tun haben wollen. All das, zusammen mit der absichtlichen Unschärfe des Begriffes *queer* würde zur Beliebigkeit dieser Kategorie beitragen. Außerdem würde *queer* Sexualität überbetonen und andere Achsen der Herrschaft vernachlässigen. Dieser Vorwurf verbindet sich meistens mit der Feststellung, dass *queer* eine kulturalistische und damit idealistische Politik betreiben würde. Es gehe nur um Fragen der kulturellen Anerkennung und nicht um Fragen der Verteilung von gesellschaftlichem Wohlstand. Schließlich wurden queere Politikstrategien kritisch ins Visier genommen: Angekreidet wurde eine einseitige Bejahung von Öffentlichkeit und *outness*. Zum einen würde *queer* dadurch im Bannstrahl des Medienmarktes stehen, zum anderen könne der Gang in die Öffentlichkeit gerade für illegalisierte Menschen sehr gefährlich sein. *Queer politics* seien darüber hinaus zu sehr auf den Einzelnen/die Einzelne bezogen und damit nicht in der Lage, Kollektivität zu denken und nachhaltig zu organisieren. *Queer theory* würde die Illusion wecken, die Geschlechterordnung ließe sich durch individuelles Handeln verändern. Die queere Theorie von der Performativität des Geschlechts würde allzu oft so verstanden, dass sich Geschlecht nach Gusto frei wählen lässt. Sexuelle und geschlechtliche Identität würden auf diese Weise warenförmig verdinglicht. Geschlecht sei aber vielmehr ein sehr stabile Kategorie gesellschaftlicher Hierarchiebildung, die sich nicht willentlich verändern oder ablegen lässt. All diese Kritikpunkte hauen in die gleiche Kerbe: sie überprüfen, wo *queer* in ein affirmatives Verhältnis zu neoliberalen Ideologien und Umstrukturierungsprozessen gerät. Hier ist in der Tat Vorsicht geboten.

Wenn man aber das kritische Potenzial von Queer ernst nimmt und für die Zukunft lebendig halten möchte, müsste das heißen, das

Feld der Politik so zu begreifen, dass Sexualität an allen Stellen eingeschlossen ist: sozusagen eine Art »Sexuality Mainstreaming« (wenn auch der Begriff des »Gender Mainstreaming« schon unerträglich abgenutzt und realpolitisch diskreditiert ist). Ich möchte zum Schluss einige Arbeitsfelder hierfür aufmachen und Fragen formulieren, an denen angesetzt werden könnte (vgl. Genschel/Lay/Wagenknecht/Woltersdorff 2001).

Erstens: Eine Kritik an Heteronormativität: Wissenschaftlich liegt das Potenzial von Queer vor allem darin, zu zeigen, dass Heterosexualität als »Heteronormativität« elementaren Gesellschaftskonzepten zu Grunde liegt. Heterosexualität wird demgemäß als Grundbedingung und Urform aller sozialen Beziehungen betrachtet. Es gehört zum diskreten Charme heterosexueller Herrschaft, dass sie Bereiche durchzieht, die auf den ersten Blick nichts miteinander und schon gar nichts mit Sexualität zu tun haben: Privatheit und Öffentlichkeit, »Nation« und »Rasse«, Wahrheit und Lüge, Original und Kopie, Geheimnis und Evidenz, Frau und Mann, Aktivität und Passivität, Männlichkeit und Weiblichkeit, Mutter und Kind, Spaß und Ernst. Heteronormativität ist als gesellschaftlicher Zwang in den Staat und seine Institutionen (Schule, Militär, Ehe) eingelagert. Der von *queer* eingeleitete Perspektivenwechsel müsste also fortgesetzt werden: weg von der Fokussierung auf Minderheiten hin zum Blick aufs Zentrum und zur Entprivilegierung der normierten Heterosexualität. Nicht nur lesbische und schwule Identitäten gehören also dekonstruiert, sondern ebenso auch heterosexuelle Identitäten. Dabei geht es darum, Widersprüche und Brüche in der Heterosexualität zu benennen und zu verstärken. Doch es fällt offensichtlich noch schwer, Normalisierung als Herrschaftsprinzip zu begreifen.

Zweitens: Eine Kritik an einem biologistischen Verständnis von Verwandtschaft und am Ideal biologischer binärer Elternschaft. Queer-theoretische Forscher und Forscherinnen, allen voran Judith Butler, haben in jüngster Zeit den Begriff der Verwandtschaft einer queer-theoretischen Kritik unterzogen (Butler 2001, Bernstein/Reimann 2001) und eine Erweiterung angesichts der Vielfalt gegenwärtig gelebter Fürsorgemodelle. Die Neuverhandlung und politische Regulierung des Familienbegriffes wird aber, wie der letzte Bundestagswahlkampf bereits ahnen ließ, auch ein praktisches Politikfeld von zunehmender Bedeutung werden, da die Familie im Zuge des neoliberalen Sozialabbaus wieder wichtiger wird. Alternative Lebensformen werden vor allem dann von der Politik wahrgenommen und anerkannt, wenn sich an sie vormalig staatliche Aufgaben ab-schieben lassen.

Drittens: Eine Kritik an Zweigeschlechtlichkeit: Das war zwar von Anfang an Bestandteil queerer Kritik, der Fokus lag aber auf den spektakulären Formen von Transgression und Subversion. Kaum ein Interesse gab es bisher für die weniger glamourösen Alltagspraxen. Gerade dem Wunsch nach Kohärenz und dem Einklagen von geschlechtlicher Authentizität bei Transsexuellen wurde wenig Respekt entgegengebracht.

Viertens: Eine Analyse des Verhältnisses von Rassismus und Sexualität, die die Verwobenheit von Sexualität mit anderen Achsen gesellschaftlicher Hierarchiebildung aufzeigt. Wie werden migranti-

sche Communities marginalisiert und als homogen konstruiert? Welche Rolle spielt Sexualität bei diesen Differenzierungsoperationen? Welche Form von Sexualität wird auf die Figur des Ausländers/der Ausländerin projiziert und mit ihr aus der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen?

Fünftens: Und zuletzt: eine Analyse des Verhältnisses von Kapitalismus und Sexualität, die leider immer noch als eine Lücke in queeren Untersuchungen klafft: Wie wird Sexualität in kapitalistischen Verhältnissen geprägt? Wie werden sexuelle Bedürfnisse reguliert und vermarktet? Welche Klassenpositionen sind in den so geformten »Ikonen des Begehrens« enthalten? Der Neoliberalismus erlaubt eine Enttraditionalisierung und Flexibilisierung der Geschlechter- und Sexualitätenordnung, Zugleich verdinglicht und verwertet aber gerade diese Identitätsvielfalt. Er erkennt sexuelles und geschlechtliches Abwechlertum an, weil er es als produktive Ressource ausbeuten kann. Der Abbau staatlicher Solidarsysteme führt außerdem zu einer Reprivatisierung von Reproduktionsarbeit und bürdet die Reproduktion damit wieder den sozial Schwachen – Frauen, Migrantinnen und Migranten, Softies – auf. Schließlich würde zu so einer Analyse aber auch gehören, die Klassenwidersprüche innerhalb der lesbischen, schwulen und *transgender* Communities, die sich mit der wachsenden Kommerzialisierung der Szenen verstärken, zu erkennen und zuzuspitzen.

Literatur

- Louis Althusser (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*, Hamburg/Westberlin.
- Mary Bernstein, Renate Reimann (2001): *Queer Families, Queer Politics. Challenging Culture and the State*, New York.
- Judith Butler (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M.
- Dies. (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin.
- Dies. (1998): *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin.
- Dies. (2001a): *Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod*, Frankfurt a. M.
- Dies. (2001b): »Jemandem gerecht werden. Geschlechtsangleichung und Allegorien der Transsexualität« in: *Das Argument* 242, S. 671-684.
- Lisa Duggan, Nan D. Hunter (1995): *Sex Wars. Sexual Dissent and Political Culture*, New York/London.
- Steven Epstein (1987), »Gay Politics, Ethnic Identity: The Limits of Social Constructionism« in: *Socialist Review* 17.3/4, S. 9-54
- Michel Foucault (1983-86): *Sexualität und Wahrheit*, 3 Bde, Frankfurt a. M.
- Corinna Genschel, Caren Lay, Peter Wagenknecht, Volker Woltersdorff (2001): »Anschlüsse«, in: Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin, S. 167-194.
- Amy Gluckman, Betsy Reed (1997): *Homo Economics, Capitalism, Community, and Lesbian and Gay Life*, New York/London.
- David Halperin (1995): *Saint Foucault. Towards a Gay Hagiography*, New York/Oxford.
- Andreas Kraß (2003): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, Frankfurt a. M.
- Teresa De Lauretis (1991): »Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction« in: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, 3.2, iii-xviii.